



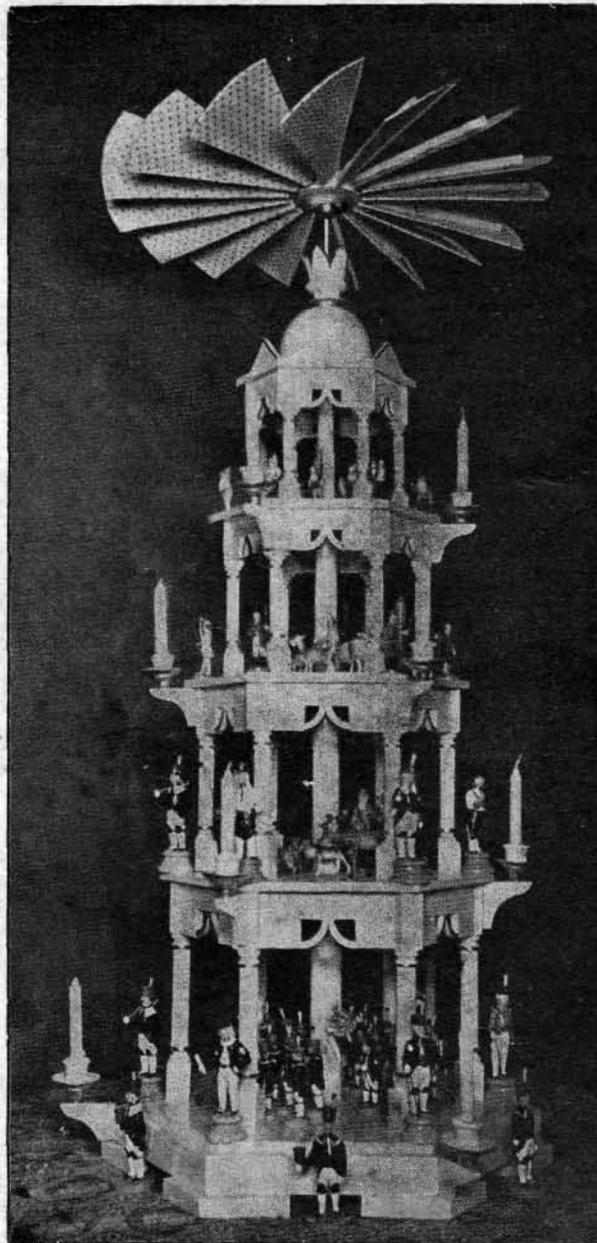
Vier Jahrhunderte erzgebirgische Weihnacht.



Aus der Entwicklungsgeschichte erzgebirgischer Weihnachtsbräuche von Konrad Haumann.

Sein treubewahrtes Brauchtum ist der Charakterspiegel eines Volkes oder Stammes. Das Erzgebirge darf auf das Antlitz, das ihm aus seinem Weihnachtsspiegel entgegenblickt, stolz sein. Sein Ruf als „deutsches Weihnachtsland“ ist unbestritten und kein anderer deutscher Gau hängt in solcher Liebe an seinem ererbten Weihnachtsbrauchtum und hat es verstanden, diese Festzeit mit einer so reichen Fülle von Brauchtum und Volkskunst liebevoll und stimmungsreich auszugestalten, als das Erzgebirge in seiner schneeglitzernden Weihnachtslandschaft. Bornkindl und Lichtermette, Lichtenengel und Bergmann, Königsschar und Mettenspiel, Butterstollen und Neunerlei, Vermett und Weihnachtsberg und Krippe — schon aus diesen Namen lächelt dem Eingeweihten in tiefer Winterzeit erzgebirgische Weihnacht vertraut entgegen! Es soll nun hier der Versuch gemacht werden, aufzudecken, wie weit das weihnachtliche Brauchtum des Erzgebirglers in die Vergangenheit zurückreicht. Nicht eben reichlich fließen die geschichtlichen Quellen, die darüber Aufschluß geben und die von fleißigen erzgebirgischen Heimatforschern in neuerer Zeit aufgedeckt wurden.

Der erzgebirgische Bergmann ist das älteste Denkmal erzgebirgischer Weihnachtsgeschichte. Wie könnte es auch in diesem Erzland anders sein, das dem Bergmann seinen Aufschluß, seine Bestellung verdankt in Zeiten,



da sein Felsengrund so silberreich blinkte. Über 400 Jahre alt ist die älteste holzgeschnitzte Darstellung des erzgebirgischen Bergmannes*) im Annaberger Erzgebirgsmuseum. Immer hat dem Bergmann in seiner schneidigen Knappentracht die Liebe des Erzgebirglers gegolten, so daß er selbst als weihnachtlicher Lichtträger in das Weihnachtsbrauchtum Einlaß fand. In den erzgebirgischen Drehpyramiden marschiert ein schneidiger Bergaufzug heute noch mit auf. Auch ein 300jähriger Leuchter, in der Annaberger „Weihnachtsglück“-Ausstellung 1935 gezeigt, ist ein Veteran alter erzgebirgischer Weihnachtskunst.

Die erzgebirgischen Christmetten reichen gleichfalls in das Dunkel erzgebirgischer Weihnachtsgeschichte zurück. Von Anfang an dürften sie den Hauptteil erzgebirgischer Weihnachtsfeierlichkeit gebildet haben. Wir kommen auf alter erzgebirgische Christmetten auf dem Umweg über **das Bornkindl**)**,

das ja nicht nur im Mittelpunkt der alten Metten stand, sondern

*) Abbildung im T. A. W. Nr. 249 vom 25. 10. 1937.

***) Das Annaberger Bornkindl zeigten wir im T. A. W. Nr. 48 vom 29. 11. 36.

Deutsche Pyramide
von A. Grumml, Annaberg.

Die Formen sind schlicht und geben freien Blick in das Innere. Die Figuren der einzelnen Teller symbolisieren Bergbau, Jagd, Bauerntum und Märchenwelt. (T. A. W.-Bilderdienst.)

der erzgebirgischen Weihnacht überhaupt den Namen gibt und noch heute zum Teil zur Erzgebirgsweihnacht gehört. Zum ersten Male wird ein „geborenes Kindlein“ 1567 in einer Kirchenrechnung der Zwickauer Marienkirche erwähnt. 1594 taucht es in Schneeberg auf, 1607 in Aue, 1621 in Hartenstein, 1637 in Bärwalde, 1642 „in grünen Taffet gekleidet“ in Eibenstock, 1657 in Geyer. Es löste Anfang des 16. Jahrhunderts das Wiegenkind ab, das Jesulein in der Wiege vor den Kirchenaltären, an das uns eine Anzahl altdeutscher Wiegenlieder erinnern; das Volk jauchzte ihm während der Weihnachtsgottesdienste entgegen. Auch um das Bornkindl — der Name ist erst seit 1820 gebräuchlich — erhob sich im Erzgebirge freudiger Tumult der Mettengänger. Horst Henschel, dem verdienstvollen Schwarzenberger Heimatforscher, steht das Verdienst zu, das Dunkel um das „Bornkindl — eine Christmettenfigur“ in einer 1934 erschienenen Schrift gelichtet zu haben; er weist insgesamt 42 Bornkindls nach, davon 21 verschwunden sind, 11 vorhanden, aber außer Gebrauch kamen, und 10 Ortschaften, wo das Bornkindl heute noch in Gebrauch ist, so in Bärenwalde, Elterlein, Forchheim, Grünstädtel, Hirschberg, Irsersgrün, Schwarzenberg, Thierfeld, Zschorlau, Zwönitz. Zumeist wird das Bornkindl am 1. Advent oder während der Christvesper auf den Altar gestellt, wo es bis Dreikönigstag das Kreuz ersetzt.

Der älteste Bericht einer erzgebirgischen Christmette

dürfte der des Chronisten Melzer über die Schneeberger Mette aus der Zeit um 1673 sein, als auch das Turmsingen in der Weihnachtsfrühe hier eingeführt wurde, Mettenbräuche, die zu den schönsten erzgebirgischen Bräuchen gehören einst wie heute. Allerdings wird mit Sicherheit angenommen, daß unmittelbar nach Vollendung des Schneeberger Bergdomes um 1540 die Mette feierlich begangen wurde. In einem von Arthur Günther, Schneeberg, bekanntgegebenen Bericht über „Schneeberger Weihnachtsbräuche“ bezeichnet Melzer die Schneeberger Mette als „sonderliche Kirchengewohnheit, daß die Christmetten am Heil. Christtag früh um 4 Uhr mit einer herrlichen Music, so eine Stunde währet, angefangen wird. Vor der Zeit aber ist solthane Christmetten dergestalt celebrieret worden, daß die Bergleute mit ihren brennenden Grubenlichtern in die Kirche gegangen, diese Lichter aber uff der Emporen-Kirchen brennend

behalten und wohl geschüret, gleichwie das Weibsvolk auch ihre Lichter in ihren Stühlen gehabt, und zwar solche, die sonst in speci Mettenlichter geheissen. Aber weil sie zu sehr gerauchet, seyend beyderling Lichter um der renovierten Kirche willen, billig abgebracht worden, die eitle und allerley Illumination liebende Jugend hat wohl ehemals Pyramiden von lauter Lichtern aufgebauet. Welches alles dann verursacht, daß die Leute von fernem Orten und aus der Nachbarschaft diese Metten ihrer Solennität halber besucht haben, obwohl nicht alle die darauf erfolgte Predigt hören und auswarten mögen“. Diese Beschreibung darf als ein sehr wichtiges Dokument erzgebirgischer Weihnachtsgeschichte gewertet werden. — Nicht weniger alt werden die mit den Christmetten verbundenen

Christspiele

sein, ursprünglich Hirtenspiele, die die Geburt Jesu vollstümlich darstellten, dann mit jogen. „heiligen Christ-Fahrten“ und Dreikönigsspielen oder Königsscharen verbunden wurden. Diese vollstümlichen Spiele dürften schon lange vor dem 30jährigen Krieg aufgeführt worden sein; sie haben den langen Kriegssturm überstanden, wurden aber später wegen ihrer Ausschreitungen von den Behörden verboten, ohne aber völlig zu verschwinden. Um 1861 hat der Zwickauer Gymnasiallehrer Gustav Wosen diese Spiele noch in 32 erzgebirgischen Ortschaften gefunden und gesammelt. Diese Weihnachtsspiele wurden aufgeführt in Ernstthal und Gersdorf, Zschopau, Annaberg, Frohnau, Cunersdorf, Wiesa, Hermannsdorf, Königswalde, Sehma, Cranzahl, Jöhstadt, Oberwiesenthal, Raschau, Markersbach, Großpöhla, Grünhain, Crottendorf, Aue, Pfannenstiel, Rittersgrün, Lengefeld, Geyer, Scheibenberg, Schlettau, Bockau, Grumbach, Bärenstein, Mildenaue, Neudorf, Heinrichsdorf bei Zwickau, Carlsfeld, Breitenbach bei Johannsgeorgenstadt, Neugeschrei bei Weipert, Schmiedeberg bei Böhm.-Wiesenthal. Das bekannteste Mettenspiel ist das von Sehma. Seit 1929 hören es alljährlich die Erzgebirger, vor allem die, die in der Fremde wohnen, durch den Rundfunk. Kantor Kuckdieschel hat das alte Krippenspiel neu bearbeitet. Die Kantoreigenschaft Sehma, die es alljährlich in der Sehmaer Kirche am 1. Weihnachtsfeiertag zur Aufführung bringt, ist 1722 gegründet worden. (Schluß folgt.)

Kampf um Grube



Roman von Ernst Grau

Wenn er wirklich auf Hammerkott arbeitete, dann wohnte er drüben in der Kolonie, das hieß, er war verheiratet. Und ... vielleicht war das auch die beste Lösung. Aber Renate war trotzdem nicht sehr gesprächig an diesem ersten Abend in Hammerkott und die anderen fanden, daß die „Neue“ scheinbar die Nase sehr hoch trug.

Vor dem Schlafengehen stand sie dann wieder am Fenster und sah sinnend in die Nacht hinaus. Sie stand an der Schwelle eines neuen Lebens. Sie wollte sich Hammerkott erobern. Drüben lag das Haus des Vaters. Man konnte in der Dunkelheit noch deutlich die Umrisse des nicht sehr großen, villenartigen Hauses wahrnehmen. In einem der kleinen Dachfenster brannte Licht. Dort wohnte wohl der Gärtner Peddersen, der das Haus betreute. Ob der sie noch wiedererkennen würde? Man mußte jedenfalls vorsichtig sein.

Wie anders und einfacher wäre doch alles, wenn sie mit dem Vater zusammen dort drüben wohnen würde. All die unfreundlichen, abfälligen Bemerkungen, die sie gestern und heute hatte mit anhören müssen, würden dann für immer verstummen. Sie würde wieder ein richtiges Heim haben ...

Aber in ein solches Haus gehörte wohl auch eine Frau, sinnierte sie weiter. Sie dachte nicht daran, sich selbst an diese Stelle zu setzen. Denn unversehens stand das Bild Thora Kerstens vor ihr und an ihrer Seite sah sie den Vater. Vielleicht war es mehr, als ein bloßes Spiel der Gedanken. Wer konnte wissen, wie es um den Vater stand? Vielleicht war es gerade diese Frau, die ihn aus seinem rastlosen Leben zurückrufen, die ihn hier festhaft machen würde? Renate mußte

selbst nicht, wie es kam, daß sie das alles jetzt mit ganz anderen Augen sah. Sie verstand es plötzlich nicht mehr, daß sie dieser Frau bisher nur mit kühler Abneigung begegnet war. Dumm und hochmütig war sie gewesen. Der Vater hatte es aus einer verständlichen Scheu vermieden, sich dazu zu äußern, aber sicher hatte sie auch ihm damit weh getan. Vielleicht fand sich bald eine Gelegenheit, das alles wieder gutzumachen. Hoffentlich!

Woher es wohl kommen mochte, daß sie die Dinge hier in Hammerkott so anders sah, als vordem in Berlin. Auch diese Frage gab ihr wieder zu denken. Lag es nur daran, daß sie hier auf dem Boden der Heimat stand? Daß ihr der Vater fehlte, der einzige, mit dem sie sich aussprechen konnte? Oder war es ... sie wagte nicht, diesen Gedanken weiter zu spinnen. Nein, sie wollte es nicht wahr haben. Aber klar und deutlich stand das Bild des Mannes vor ihr, der ihr gestern abend so fest die Hand gedrückt hatte, als sie ihm ein Wiedersehen versprechen mußte.

Warum hatte er sie um die Hergabe dieses Versprechens so gedrängt, wenn er doch nicht die Absicht hatte, ihr die Wahrheit zu sagen? Und ... bei Licht betrachtet ... sie durfte ihm ja deshalb nicht einmal böse sein ... sie war über sich selbst doch auch nicht bei der Wahrheit geblieben ...

Berzweifelt schüttelte sie den Kopf.

Woher kamen mit einem Male diese vielen ungelösten Fragen, diese bangen, widerstrebenden Gefühle, die von allen Seiten auf sie eindrangten und von denen sie gestern noch nichts gewußt hatte? Eine Mutter fehlt mir, dachte sie gequält,

tern fast 200 Treppentufen bis zum oberen zu empor. Jetzt kann der Blick im weiten Rund in Osten die von 600 bis 800 Meter ansteigenden ihren Hängen abtasten. Die Stadt liegt, aus gesehen, mehr in die Tiefe des Talkessels. essenreiche Neustadt im Nordwesten schaut, in kündend, gebieterisch, doch nicht unfreundlich in tuts rechts vom Schloßturm der große Schornstein Werke, dieses machtvollen Vertreters der Blechfeger Gegend. Der Blick erkennt weiter die nach allen Seiten auslaufenden Neusiedlung erkennt man an dem hellbraunen Erdreich das geschlossene Gebiet am Becherberg in unmittel die Weihnachtsschau beherbergenden Reform

Als Rückweg zur Stadt benützen wir volle Monumentaltreppe durch den Wald Stufen und kommen an der nach dem

Mit 78 Jahren noch hinter



Ein Erzgebirgsbauer vom alten Schlag ist Emil V. Trotz seines hohen Alters von 78 Jahren ist er noch hart an der Landesgrenze liegenden Felder selbst ihm, daß er noch recht viele Jahre dem Heime Glück auf!

Goldene Hochzeit in Jahnsbach.



**Strumpfwirker Carl Viertel
und Frau Hulda geb. Möbel**
begingen am 13. November 1937 das Fest
der goldenen Hochzeit. Das Jubelpaar
wohnt 50 Jahre im Hause Nr. 25C und
konnte so auch auf das goldene Mieter-
jubiläum zurückblicken. Dem Militär-
verein Jahnsbach gehört der Jubelbräu-
tigam ebenfalls ein halbes Jahrhundert
an. Wir wünschen dem Jubelpaar noch recht
viele Jahre gemeinsamen Lebensweg.

Schriftleitung und Bilder: W. Thallwiz, Annaberg.

In der Stadt der „Feierohnd-Schau“.

Ein Rundgang durch Schwarzenberg mit Erhard Friedrich.

Städte und Dörfer haben wie die Menschen ihr Antlitz. Sie können lieblich und freundlich dreinschauen, aber auch finster und nüchtern. Schwarzenberg mit seinen rund 12 000 Seelen darf Anspruch darauf erheben, ein liebens- und schätzenswertes Antlitz zu haben. Dieses Stadtantlitz ist jetzt durch weihnachtsfreundliche und kerzenhelle Züge in einzigartiger Weise belebt durch die „Weihnachtschau erzgebirgischer Volkstunst“ im Reformrealgymnasium. Von der Schau selbst ist in diesen Tagen viel berichtet worden, aber von der Stadt der Ausstellung noch nichts.

Wenn ich einem Fremden unsere Stadt zeigen soll, dann gehe ich entweder mit ihm auf den Totenstein, einen Felsen, der gleich dem gegenüberliegenden Ottenstein vom Geslecht der Sage umrankt ist. Oder noch lieber führe ich den Gast, bei beginnender Abenddämmerung, den Anton-Günther-Weg hinan, ein Stück durch die prächtige Neugestaltung der Rodelmann-Anlagen und am Ehrenmal vorbei hinauf zum Rodelmann. Nahe am Abhang des Steinbruchs steht eine Bank und ladet zum Rasten ein. Von hier aus ist der Blick deshalb lockend, weil das Turmpaar von Schloß und Kirche als charakteristisches Wahrzeichen der Stadt, aus genügender Entfernung geschaut, völlig beherrschend sich in den Mittelpunkt des Stadtbildes stellt. Wie zwei Brüder in freundschaftlicher Verträglichkeit stehen diese beiden Zeugen weltlicher und geistlicher Macht am schroffen Felsrücken, der die dreieckförmige Uranlage der Stadt trägt. Der Name Schloß ist, wiewohl Vater August das verfallende Bauwerk in der



Friedrich Emil Krauß, Schwarzenberg,
Leiter des Heimatalwerkes Sachsen, der Schöpfer
der einzigartigen Feierohnd-Schau.
(Presse-Foto-Koch, Dresden.)

Mitte des 16. Jahrhunderts zu einer Art Jagdschloß ausbauen ließ, eigentlich fehl am Platz. Unsere Burg trägt von Anfang an das im Wechsel der Zeit mehr oder weniger vervollkommnete Gepräge einer Befestigungsanlage. Die klaren, wuchtigen Umrisse werden sich dem Beschauer bei der Schloßanstrahlung, die während der Ausstellungszeit durchgeführt wird, in besonderer Deutlichkeit einprägen.

Die Burg

war von altersher Wacht- und Wehr- und darum Schutzstätte am Schwarzwasserknie für die uralte, lebenswichtige Passstraße, die das Pleißenland über Zwickau mit Platten und dem Egerland verband. Die Schwarzenberger Burg mit ihrem noch aus der Entstehungszeit stammenden mächtigen Rundturm, dem Bergfried, ist wie jede andere Burg unseres Landes auch in ihrer Art immer ein lebensfruchtiges und tatanstornendes Sinnbild deutscher Geschichte gewesen. Gleichgültig, ob wir bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts, in die Entstehungszeit von Burg und Herrschaft, zurückzuwandern versuchen; oder ob wir an den kaiserlichen Schloßherrn, den Hohenstaufen Barbarossa zurückdenken; oder ob wir uns des niederen Adels, der Lehensleute und Amtschöffen erinnern; oder ob wir uns von der Romantik einfangen lassen, die sich um das Rittertum schlingt; oder ob wir vor uns in den Mauern

von Burg und Stadt den Kriegsturm der Hussiten und des 30jährigen Krieges oder die zahlreichen Brände aufleben lassen; oder ob wir Ende des 18. Jahrhunderts das vielgestaltige, doch etwas bürokratisch-verzopfte Verwaltungsleben im Schloß

als kurfürstliches Amt (Rent-, Forst-, Berg-, Kriminal- und Kreisamt) an uns vorübergleiten lassen: immer muß uns die Burg bei unserer Blickwendung in die Vergangenheit eine Verkörperung geschichtlicher Denkformen unserer Vorfahren mit ihren Vorzügen und Schwächen bleiben. — Auch

die Kirche

hat ihre grundsätzliche Bedeutung im geschichtlichen Werden der Stadt. Wenn auch das alte Kirchlein auf einem anderen Platz in der Nähe des unteren Tores stand, so ist doch die heutige Kirche, die seit bald 240 Jahren auf diesem beherrschenden Punkte im Stadtbild neben der Burg steht, eben so dazu berufen, von der einstigen Bedeutung der Schwarzenberger Kirche als Mutterkirche des ehemaligen großen Herrschaftsgebietes Schwarzenberg zu künden. Das Gotteshaus St. Georgen hat seine baulichen Eigenarten und Sehenswürdigkeiten vor

Lebendigs Holz.

Schnitz, ich könnt dich beneiden,
deine Hand, die hält's Glück.
Kast su grusse Freud bereitn
mit en kleinsten Schnitzholzstück.

Bist ben flossing Schobn un Kratzn
racht in Adacht neigetaucht,
kriegt dr spröckste Schnitzholzbatzn
Seel un Labn warm neigehaucht.

Bei dein Schneidn un dein Ritzn
sei net bluß de Händ drbei.
Bein ganz richtig Weihnachtschnitzn
muß a 's Harz Gevatte sei.

Ja, dei Harz, dos tut frohlockn
bei dar Wunnebarlichkeit,
die in gedn Schnitzholzbrockn
wuhnt for eich, ihr Schnitzleit!

E. Friedrich, Schwarzenberg.



eine Mutter, zu der ich mich in dieser Stunde flüchten könnte. Alle jungen Menschen hatten eine Mutter, der sie ihren Kummer, ihre Sorgen und Nöte klagen konnte, bei der sie Rat und Hilfe fanden, wenn sie aus eigenem nicht mehr aus und ein wußten. Das Schicksal hatte sie auf diesen Platz gestellt als die Erbin dieses großen Werkes, das da in schweren Silhouetten schwarz gegen den gestirnten Himmel vor ihr stand. Sie war reich . . . aber sie war zugleich arm . . . die lichte, tröstende Hand einer Mutter konnte aller Reichtum nicht ersetzen.

So stand sie und sah in die Nacht hinaus. Aus einem riesenhaften Netz, das man zwischen den beiden höchsten Schornsteinen gespannt hatte, leuchtete aus blauen Lichtstrahlen der Name „Hammerkott“ weit ins Land hinaus . . .

Das sonst so selbstsichere Mädchen war verzagt wie nie zuvor, als sie sich endlich niederlegte und es dauerte noch sehr lange, bis sie den ersehnten Schlaf fand.

„Lieber Walter . . . ich möchte es Dir ersparen, daß Du bei Deinem nächsten Start enttäuscht und vergeblich auf mich wartest und deshalb will ich Dir heute schon sagen, daß ich nicht kommen werde. Sei mir nicht böse, Walter. Ich will Dir meine Gründe sagen und ich weiß, daß Du mich dann verstehen wirst. Es war für mich sehr schwer, mich zu diesem Entschluß durchzuringen. Dir als Mann wird es vielleicht leichter werden, darüber hinwegzukommen.“

Ich trage mich schon seit Wochen mit dem Gedanken, Dir zu sagen, daß es für uns einen gemeinsamen Weg nicht geben kann und wenn ich bisher nicht davon gesprochen habe, so nimm es nicht nur als Feigheit. Ich wollte uns beiden den Abschied nicht unnötig schwer machen.

Es handelt sich um Renate.

Sie steht zwischen uns, gestern und heute und würde auch in Zukunft immer zwischen uns stehen. Und als Mutter kann ich sie nur zu gut verstehen. Sie hat die eigene Mutter zu früh verloren, sie hat niemanden als Dich und ihr kindlicher Egoismus sieht in mir diejenige, die ihr auch dieses Letzte nehmen will. Du hast nie darüber gesprochen, Walter, Du hofftest vielleicht, daß die Zeit auch hier ausgleichend und heilend wirken würde.

Ich hoffte es wohl auch, aber ich habe inzwischen einsehen gelernt, daß sich diese Hoffnung nicht erfüllen wird. Ich sah Renate das letzte Mal, als ich dich nach deinem Unfall im Krankenhaus besuchte. Wir begegneten uns auf dem Korridor, es war die Stunde, in der ein Mensch zum Menschen finden konnte, wenn er es wollte. Aber sie ging an mir vorüber, wie an einer Fremden. Schlimmer noch, den man nicht sehen will und der man nicht fühlen soll. Ich werde diesen Augenblick so leicht nicht vergessen. Diese mir noch lange gegenwärtig sein. Viel Ueberwindung gekostet, als selbst gegenüberstand und nicht nach dieser Begegnung in mir an

Seitdem habe ich oft und viel wollte auch zu Dir davon sprechen so sorglos-heiter neben mir sah, sie auf etwas, das wohl nie sein wird diese Hoffnung eine trügerische und uns beide besser, wenn ich meinen will mich nicht zwischen Dich und Glück ist von Dauer, das sich aufbaut. Wir haben vor vielen müssen, auf einander zu verzichten gekommen. Es ist besser so, Walter murren, aber auch für Dich wird dem Du mir recht geben wirst. Beruf und das Werk, das Dir Dein ist genug, übergenuß, einem Lebe Und ich . . . ich habe meinen zu glühendsten Bewunderer. Es wird wenn ich ihm von diesem Briefe mich bei Dir in sicherer Hut. Wir sprechen, er würde in seiner Sorglingswunsch, zur Marine zu gehen Ende des Monats mit ihm nach Kiel Stellung wird er von meinem Entsch

Ich bitte Dich von Herzen, lie zu schreiben. Es würde mir nicht machen. Denn mein Entschluß steht

der ihn umstoßen könnte. Und . . . Menschen in unserm Alter wissen das sehr gut . . . Wunder geschehen heute nicht mehr. Leb wohl. Thora.“

Walter Hammerkott hatte den Brief einmal flüchtig überflogen und war bestürzt von dem, was aus diesen Zeilen auf ihn eindrang. Dann las er ihn ein zweites Mal, nachdenklich und nachfühlend Wort für Wort, und ein nachsichtiges Lächeln stand um seinen Mund.

Ja . . . so war Thora Kersten. So konnte nur Thora Kersten schreiben und handeln. Ein tief empfindendes Weib, ein weicher, anschmiegsamer Mensch, der alles opferte für die wenigen Menschen, die er liebte. Der bedenkenlos und ohne zu fragen das Letzte hergab, wenn es von ihm verlangt wurde, der lieber selbst still beiseite trat, wenn er sich Hindernissen gegenüber sah, die ihm unüberwindlich schienen. Selbstlose Hingabe und aufopfernde Liebe waren die Bezirke, in denen sich Thoras Tun und Denken bewegten. Aber das Kämpferische, der Wille, sich durchzusetzen, diese Dinge waren ihrem Herzen fremd geblieben. So war es heute und so war es schon damals gewesen. Und Walter Hammerkott liebte diese Frau, die in ihrem ureigensten Wesen so ganz anders geartet war, als er selbst und in der er deshalb die beste Ergänzung seines eigenen Ichs sah.

Ueber zwei Jahrzehnte war es jetzt schon her, daß er Thora Hagenström zum ersten Male gesehen hatte. Auf dem Semmering-Baß bei Wien war es gewesen, wo er als junger Dachs sein erstes Rennen gewonnen hatte. Der Hamburger Senator Hagenström hatte auf einer Urlaubsreise als Gast des deutschen Konsuls in der Ehrenloge gesessen und neben ihm hatte blond und schmal seine Tochter Thora gestanden. Als laut umjubelter Held des Tages hatte der Sieger des Rennens dann vor ihnen erscheinen müssen, der deutsche Vertreter, glücklich über den Erfolg der eigenen Farben, hatte seinem jungen Landsmann herzlich die Hand gedrückt, der würdige Senator Hagenström hatte ihm freundlich, wenn auch mit betonter Zurückhaltung, zugenickt, aber seine Tochter war impulsiv auf ihn zugegetreten, hochrot im Gesicht und mit leuchtenden Augen. Sie hatte wohl etwas sagen wollen, brachte in ihrer Erregung aber keinen Ton hervor, nur ihre Finger preßten sekundenlang seine Hand und wie aus einem Traum erwachend, trat sie dann wieder zurück an die Seite des Vaters, der ihr erstaunt einen mißbilligenden Blick zuwarf. Ihm, dem nüchternen Hamburger Kaufmann, erschienen der Sinn eines solchen Rennens und der Jubel um den Sieger denn doch als etwas sehr Fragwürdiges. Er liebte mehr die Dinge, die sich auch in Zahlen ausdrücken ließen. Aber Walter Hammerkott sah in jener Stunde darüber hinweg, er hatte nur Augen für

Sicht kam. Auch drüben war ihm kein Erfolg beschieden. Nach einem schweren Sturz trug man ihn bewußtlos von der Bahn. Monatlang lag er krank, indessen brach in Europa der Krieg aus und als er endlich nach langen Irrfahrten in die Heimat zurückkehren durfte, hatte der Senator seine Tochter längst verheiratet. Sie war wohl nicht sehr glücklich in dieser Ehe gewesen, aber das war auch so ein Posten, der sich nicht in Zahlen fassen ließ. Und sie selbst hatte dem harten Willen des Waters nichts entgegenzusetzen gehabt. Weich und nachgiebig hatte sie zu allem Ja und Amen gesagt.

Aus innerem Trost heraus hatte auch Walter Hammerkott dann bald darauf geheiratet. Aber es lag kein Segen auf dieser rasch geschlossenen Ehe, denn ein Jahr nach Renates Geburt war er Witwer. Inniger als früher widmete er sich seinem Berufe.

Daß es Thora in ihrer Ehe ähnlich ergangen war und daß sie ihn seit jenem Tage auf dem Semmering nie vergessen hatte, das erfuhr er erst sehr viel später. Das war erst jetzt gewesen, vor einem Jahre, beim vorigen Aous-Rennen. Als damals die Wagen zum Startplatz rollten und sein Blick gewohnheitsmäßig über die Köpfe der vielen Zuschauer hinwegglitt, blieben seine Augen plötzlich wie angezogen an einer Frau haften, die schmal und blond für sich allein stand und nach ihm auszuschaun schien.

Thora . . . ? Wie damals auf dem Semmering-Paß durchflutete es ihn wie eine heiße Woge. Aber ehe er sich vergewissern konnte, ob sie es auch wirklich war, fiel die Startflagge und Sekunden später flog er in toller Fahrt die Gerade hinunter. Es wurde ein heißes Rennen an jenem Tage. Zehn Runden hindurch lag er führend an der Spitze des Feldes, er war in bester Form, es war, als wollte er ihr zeigen, daß er noch immer der alte war und keiner der hunderttausend Zuschauer zweifelte mehr an seinem Siege. Aber dann, zur größten Enttäuschung der ihm zujubelnden Tribünen, mußte er in der elften Runde wegen Materialschaden aufgeben.

Gelassen fuhr er den Wagen in seine Box und kletterte aus dem Sitz. Seine Mechaniker waren erstaunt, daß er dieses unerwartete Pech ganz gegen seine Gewohnheit so gelassen hinnahm. Doch er konnte auch ruhig sein. Sein „Stallgefährte“ Stück lag mit großem Vorsprung an zweiter Stelle und mußte nach menschlichem Ermessen das Rennen gewinnen, so daß der Preis im Bande blieb.

Eine innere Freude erfüllte ihn, daß er nun in Ruhe zu der zarten, blonden Frau hinübergehen konnte, was ihm im Trubel eines Sieges unmöglich gewesen wäre. So fanden

sie sich denn wieder und sie stand vor ihm wie damals, älter, aber auch reifer und schöner als einst. Und sie gestand ihm mit einem frohem Lächeln, daß sie schon seit Jahren immer dabei gewesen war, wenn er hier in Deutschland irgendwo an den Start gegangen war. Aber ihre Eigenart, still beiseite zu stehen, sich nicht hervorzudrängen, hatte sie auch hier nicht verleugnet. Und sie wären auch an diesem Tage nicht zusammengekommen, hätte er sie nicht zufällig gesehen.

Am Abend nach diesem ersten Wiedersehen war sie dann auch an den Tisch gekommen, an dem er mit Renate saß. Und mit einem tiefen Seufzer mußte er sich gestehen, daß sich zwischen den beiden Frauen kein Gleichklang einstellen wollte. Renate hatte es schon vom ersten Tage an vermieden, Thora Kerstens Namen zu nennen und das sagte mehr, als viele Worte sagen konnten. Darüber war ein ganzes Jahr hingegangen und es war zweifellos seine Schuld, daß es jetzt zu diesem Brief gekommen war. Nun mußte er endgültig einmal mit Renate sprechen. Und er war überzeugt, daß sie vernünftig genug sein würde, ihn zu begreifen. Für den kommenden Sonntag war er mit ihr in Köln verabredet, wo sie ihm über die erste Woche ihrer Tätigkeit in Hammerkott berichten wollte. Dabei mußte sich eine Gelegenheit finden, auch das andere zu besprechen.

*

„Na . . . Herr Doktor, wie heißt sie denn . . . ?“, fragte Mutter Hühnlein und ein breites, behagliches Schmunzeln breitete sich über ihr Altfrauengesicht, während sie mit geschickten Händen den Abendbrottisch deckte.

Werner Hellingrath legte überrascht die Zeitung beiseite und sah zu ihr auf.

„Manu? Wie kommen Sie denn darauf, Mutter Hühnlein?“, lachte er erstaunt.

„Ist doch nicht so schwer, das zu sehen, Herr Doktor“, sagte sie und ihre kleinen, lebhaften Augen blinzelten ihm vergnügt zu. „Ein alter Mensch wie ich, der weiß schon, was die Uhr geschlagen hat, wenn ein junger Mensch so himmelhochjauchzend zu Tode betäubt herumläuft . . .“

Einen Augenblick überlegte er, ob er darauf eingehen sollte. Doch das ging schnell vorüber. Er konnte der Alten nicht böse sein.

„Aber nun machen Sie mal gefälligst einen Punkt, Mutter Hühnlein“, wehrte er gut aufgelegt ab. „Himmelhochjauchzend . . . wenn Sie etwa mich damit meinen . . . das müssen Sie geradezu geträumt haben.“

„Nein, nein“, nickte sie beharrlich und klopfte ihm verständnisinnig auf die Schulter. „Und weil Sie's jetzt abstreiten, deshalb stimmt's erst recht.“

Ein herzliches Aufschauen antwortete ihr.

„Eine sonderbare Logik, die Sie sich da zurechtgelegt haben, Mutter Hühnlein. Das muß man Ihnen schon lassen. Aber nun erzählen Sie mal der Reihe nach, wie Sie eigentlich darauf gekommen sind?“

Er nickte ihr aufmunternd zu, während er sein Abendbrot zurecht machte. War doch eine prachtvolle Frau, die alte Mutter Hühnlein, dachte er wohligh. Eine leibliche Mutter konnte es nicht besser mit ihm meinen, konnte ganz gewiß nicht sorglicher auf sein Wohl bemuttert zu wissen. Schon vor Jahren, als er noch der junge Wertstudent war, der sich auf der Zeche Hammerkott sein Brot verdienen mußte, schon damals hatte er ein billiges anspruchsloses Quartier in dem kleinen Häuschen der Witwe Hühnlein gefunden und hatte sich dort wohlfühlt. Und als er dann vor kurzem wiedergekommen war, hatte sein erster Gang der Mutter Hühnlein gegolten.

(Fortsetzung folgt.)